Zeitschrift: Protar

Herausgeber: Schweizerische Luftschutz-Offiziersgesellschaft; Schweizerische Gesellschaft der Offiziere des Territorialdienstes

Band: 20 (1954)

Heft: 5-6

Artikel: Menschliche Bewährung im Kriege : Erlebnisbericht eines Auslandschweizers

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-363549

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 23.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

fortschreitende Zertrümmerung der Städte teilweise und mit grosser Verzögerung zugegeben werden musste, dann nur unter ungeheuren Opfern für den Luftangreifer, dessen Verluste stets die eigenen um ein Mehrfaches übertrafen. Theoretisch hätte schon bald keine feindliche Bomberwaffe mehr vorhanden sein dürfen. Unter selbstkritischen Betrachtungen wurde jetzt an die Opferbereitschaft, Gläubigkeit und Gehorsamspflicht gegenüber der Obrigkeit appelliert. «In den angegriffenen Städten gibt es jetzt viel Leid, aber auch viel Bewährung.» Dass mit seinen Idealen und Empfindungen Missbrauch getrieben wurde noch zu einer Zeit, als der Krieg militärisch, politisch, produktionstechnisch und wissenschaftlich verloren war, erkannte der grösste Teil des Volkes erst, als schliesslich «der grosse Monolog» verstummte und die Menschen aus der Narkose erwachten.

Wahrscheinlich hat die Masse des Volkes in dieser Zeit der Propaganda keinen Glauben mehr geschenkt, doch sie verschlossen sich der Einsicht, dass der Krieg bald zu Ende sein müsse. Sie ahnten die Wahrheit, wollten sie aber nicht sehen, da sie ja doch auf jeden Fall weiterleben mussten und nichts ändern konnten. Und deshalb hielten die Kräfte der Ordnung selbst im Chaotischen noch stand. Das wird nur der verstehen, der das Uebermass von Zwang und Gewissenskonflikt kennen gelernt, das sich für den denkenden einzelnen in einem von der Aussenwelt abgeschlossenen, despotisch geführten Volke inmitten einer als Masse reagierenden Gemeinschaft ergibt. (Schluss folgt)

Menschliche Bewährung im Kriege

(Erlebnisbericht eines Auslandschweizers)

1. *Berichte über Luftangriffe, die von Betroffenen gegeben werden, sind im allgemeinen vorsichtig aufzunehmen.* Es sind dabei immer die Umstände zu berücksichtigen. Vielfach stehen die Leute unter der Schockwirkung; ihre Nerven sind zerrüttet. Sie können die Zusammenhänge nicht überblicken und sind nur zu geneigt, Einzelbilder zu verallgemeinern, scheinbare, sich im Durcheinander der Schäden, im Rauch und Staub ergebende Tatsachen als Wirklichkeit zu verbreiten. Sie werden bestimmt in gutem Glauben ihre Eindrücke als wahr verbreiten und tragen so nur um so eher dazu bei, durch Falschmeldungen und Uebertreibungen, Unsicherheit und Furcht zu erzeugen. Es gilt dies für die Berichte aus dem vergangenen Krieg; es wird dies auch in Zukunft nicht anders sein.

Man darf dabei nie vergessen, dass zwar Millionen Menschen Luftangriffe erlitten, dass aber nur ein Bruchteil von ihnen diese Angriffe auch gesehen und beobachtet hat. Dies wird meist übersehen. Wenn dann die Leute nach dem Angriff die Bunker und Keller verlassen, dann stehen sie plötzlich vor gewaltigen Bränden, vor riesigen Schäden, die man noch nicht überblicken kann, weil die Luft von Rauch und Staub erfüllt ist. Der Eindruck ist, nachdem man vorher im Ungewissen gewesen ist und nur das Dröhnen und Beben der Explosionen verspürte, natürlich ungeheuer, aber nicht unbedingt richtig.

Einige Beispiele mögen dies erhärten, da die Kenntnis solcher Möglichkeiten *völlig falscher Beurteilung* wichtig ist:

a) Am 21. Juni 1944 kam ein Bekannter von mir aus Süddeutschland nach Berlin. Er stieg im «Europäischen Hof» ab und begab sich dann in die Innenstadt, um eine Verabredung einzuhalten. Plötzlich ertönten die Sirenen. Er begab sich in den nächsten Luftschutzkeller und liess — wie er später gestand — den Grossangriff in Furcht und Schrecken über sich ergehen, war es doch für ihn der erste Luftangriff. Tagelang wurde er vermisst. Man fragte in allen Rettungsstationen und Krankenhäusern nach ihm. Umsonst. Nach zehn Tagen meldete er sich brieflich von seinem Wohnort aus. Er teilte mit, dass er beim Verlassen des Schutzraumes nur Rauch, Feuer und Staub, Schutt und Asche gesehen habe und daher so rasch als möglich mit dem nächsten Zug aus Berlin weggefahren sei; da er geglaubt habe, von der Stadt sei nichts übrig geblieben. Der Fall ist insofern interessant, als er zeigt, wie solche Meldungen oft zustande kommen. Tatsächlich hatten auch wir manchmal nach einem Angriff den bestimmten Eindruck: In dieser Strasse ist kein Haus mehr bewohnbar. Sah man sich die Sache einige Tage später an, so konnte man feststellen, dass doch noch ein erheblicher Teil durchaus benützbar war. Man muss also — und dies wird auch für die Zukunft gelten — allen *«Augenzeugenmeldungen»*, die direkt unter der Wirkung und dem Erlebnis des Angriffes gegeben werden, mit *grösster Skepsis* gegenüber stehen.

b) Ganz ähnlich verzerrt war das Bild, das man von solchen unter der Schockwirkung stehenden Zeugen erhielt, wenn es sich um die Wirkung neuer Waffen handelte. Als im Sommer 1943 Hamburg und Wuppertal die ersten Angriffe ganz grossen Stils über sich ergehen lassen mussten, wobei erstmals auch die sogenannten Phosphorkanister in grosser Zahl abgeworfen wurden, da verbreitete sich in ganz Deutschland der *«Phosphorschreck»*, hervorgerufen durch grauenvolle Berichte von gleich nach den Angriffen aus Hamburg evakuierten Frauen. *Nach diesen Berichten sollte es gegen die Phosphorkanister keine Hilfe geben. Der Eindruck dieser Erzählungen wirkte sich auch auf die Luftschutzorgane aus.* So erklärte uns bei einer Hausunterweisung im September 1943 ein Polizeioffizier: «Falls Ihr Haus von einem Phosphorkanister getroffen wird, können Sie nur noch sehen, so viel wie möglich zu retten. Eine Bekämpfung ist aussichtslos.»

Wenige Monate später waren diese Kanister etwas Gewohntes, mit dem man fertig wurde. Wir haben eine ganze Anzahl von ihnen mit ganz geringen Mitteln unschädlich gemacht.

c) Wie sich *Leute, die nie die Wirkung einer solchen Waffe selbst gesehen haben,* ein völlig falsches Bild machen und es auch bei andern, die keine Erfahrung haben, verbreiten, zeigt ein Beispiel, das ich zufällig in einer schweizerischen Familienzeitschrift vom April 1944 entdeckte. Das Blatt schreibt:

> «In dieser grössten militärischen Auseinandersetzung, welche die Weltgeschichte zu verzeichnen hat, ist eine Waffe zur Anwendung gekommen, die in den weitaus meisten Fällen grössere Verheerungen anrichtet als die Sprengbombe: die Phosphorkanister oder die Phosphorbombe. Hören wir, was eine Frau und Mutter in einem Brief über die Wirkung dieser schrecklichen Waffe anlässlich eines Nachtangriffes von Bombern auf eine Stadt schreibt. Die Hitze der neuen Brandbomben zerstört selbst das Geschirr und das Buntmetall im Haushalt. Dazu kommt erst noch der orkanartige Feuerwirbel, der dem Wahngott der Zerstörung die Krone aufsetzt und mit seiner beinahe unvorstellbaren Lungenkraft ganze Wohnungseinrichtungen durch die herausgebrochenen Fenster schleudert. Wehe demjenigen, der zur Zeit der Explosion der Phosphorbomben den Schutzraum verlässt: Er wird unfehlbar von der Feuerglut erfasst. Bereits die erste Bomberwelle bescherte unserem Haus einen Treffer. Der Blockwart teilte uns lakonisch mit, dass der ganze Betonbau wie eine riesige Fackel brenne. Später vernahmen wir von einem unvorsichtigen Augenzeugen, wie einer der 14-Kilo-Phosphorkanister das Dach durchschlagen hatte und gleich einer vieltausendkerzigen Esse im dritten Stock auseinanderbarst. Ein gleissender Lavastrom frass sich durch zwei Böden durch und vermochte selbst den gutabgedichteten Luftschutzraum mit einem unangenehmen Hauch zu durchhitzen!»

Dieser Bericht ist ein geradezu klassisches Beispiel für die oben erwähnte, durchaus ehrlich gemeinte, aber aus *Unkenntnis* gänzlich falsche Darstellung der Wirkung eines Angriffes und einer Waffe. Fast jeder Satz enthält eine Verdrehung, Verwechslung oder Entstellung. Betrachten wir den Bericht etwas näher, da er sehr aufschlussreich ist:

Die Zeugin, Frau und Mutter, wie einleitend gesagt wird, gehört, wie sie selbst sagt, zu jenen, die im Schutzraum die Angriffe erlebt und erlitten, aber nie gesehen haben, ist sie doch der Ueberzeugung, dass jeder, der draussen weilt, «unfehlbar vom Feuer erfasst wird», obwohl sie gleich darauf erzählt, dass doch einer draussen gewesen sei. Schon gleich im ersten Satz liegt ein Fehler vor: Die Termitstabbrandbombe entwickelt nämlich eine Hitze, die wohl ebenso gross ist wie die der Phosphorbombe. Der orkanartige Feuerwirbel aber hat nichts mit der Phosphorbombe zu tun, sondern entsteht bei jedem Grossbrand und nimmt an Stärke mit der Ausdehnung des Brandes zu. Dieser Feuersturm ist charakteristisch für jeden Flächenbrand. (Er gab übrigens auch Anlass zu dem Gerücht, es würden «Windbomben» abgeworfen!) Er ist aber niemals in der Lage, Wohnungseinrichtungen durch die Fenster zu schleudern! Hier liegt wieder eine Verwechslung vor. Ganz offensichtlich kann dies nämlich nur durch den Sprengdruck von in der Nähe explodierten Sprengbomben gewesen sein. Dass ein Betonbau «wie eine Fackel» brenne, wenn ein Kanister in ihm aufbricht, ist eine ziemliche Uebertreibung. Möglicher klingt schon die angeführte Bemerkung eines wirklichen Augenzeugen, dass zwei Böden «durchfressen» worden seien, dass der Brand also bis ins erste Stockwerk hinunterdrang, in dem die Bombe wahrscheinlich bis dahin durchschlagen und einen Teil ihres Inhaltes schon im darüberliegenden Stock versprüht hat. Die in den Schutzraum gedrungene Hitze wird aber wohl auch von andern Bränden hergerührt haben. (Es ist übrigens so, dass die Hitze meist nicht stark nach unten dringt. Wir haben im November 1943 nichts von ihr verstürt, obwohl das Feuer über uns bereits im Parterre wütete!) Soweit der Bericht. Er bestätigt, was ich einleitend betont habe. Was mir gefährlich erscheint, ist die Tatsache, dass der Bericht als absolut unanzweifelbar in einem weitverbreiteten Wochenblatt zum Abdruck gekommen ist. Man stelle sich die *lähmende Wirkung auf die Leser* im Ernstfalle vor. Mit solchen und ähnlichen kritiklosen Veröffentlichungen wird unter Umständen eine Panikstimmung oder ein unangebrachter und unerwünschter Fatalismus erzeugt.

2. Ich habe lange gezögert und habe mehrfach mit der Niederschrift dieses Tatsachenberichtes begonnen und wieder aufgehört, weil ich noch zu wenig Abstand von den Geschehnissen hatte. Ich hoffe, nun in der Lage zu sein, sachlich richtig zu berichten, nüchtern darzustellen. Dabei bin ich mir darüber klar, dass dieser Bericht natürlich doch ein *subjektives Gepräge* hat, dass da und dort vielleicht Dinge und Einrichtungen, Ursachen und Wirkungen in ihrem Wert nicht ganz richtig beurteilt werden, weil im Einzelfall meine Einstellung das Urteil beeinflusste, während sonst vielleicht andere Erfahrungen gemacht wurden. In solchen Fällen müsste wohl ein grösseres Vergleichsmaterial herangezogen werden. Ich glaube jedoch, dass dies nur selten so ist und dass ich im ganzen richtig beobachtet habe.

3. Es erscheint mir nötig, etwas über *die seelische und geistige Verfassung und Haltung der Bevölkerung, die nicht nur einen oder wenige, sondern die viele Dutzende und Hunderte von Luftangriffen durchmachen musste,* deren ganze Lebensführung und damit Lebenseinstellung während Jahren durch die Luftangriffe beeinflusst, ja bestimmt wurde, zu sagen. Denn es ist ein wesentlicher Unterschied, ob eine Stadt (wie z. B. Dresden, Potsdam, Freiburg i. Br., Pforzheim, Halle, Würzburg usw.) durch einen oder mehrere, kurz aufeinander folgende Angriffe zerstört oder schwer mitgenommen wurde, oder ob sie (wie Berlin, Hamburg Köln, Düsseldorf, Hannover usw.) immer und immer wieder Ziel grosser und kleiner Bomberverbände war.

Im ersten Falle erlitt die Bevölkerung infolge der völlig *fehlenden Erfahrung* verhältnismässig viel grössere Verluste, als dies bei zahlenmässig gleich starken Angriffen in anderen Städten der Fall war. Auch die Sachschäden waren grösser. Vor allem machte sich aber eine *Schockwirkung* bemerkbar, die die Angriffe zur eigentlichen Katastrophe stempelten. Die Menschen wurden von *Panik* erfasst, die zum Teil furchtbare Wirkungen zeigte. Wiederholten sich die Angriffe nicht, so beruhigten sich die Leute allmählich, behielten jedoch ein grosses *Angstgefühl.* Zu gross war für sie im Moment das plötzliche Herausgerissenwerden aus einem gewissermassen friedensmässigen Leben in die Hölle des Grossangriffes.

Ganz anders war die Haltung und Einstellung *in den Großstädten,* die die allmähliche Steigerung der Angriffswucht in immer neuen Alarmen und Angriffen erleben mussten, deren Bevölkerung sich so an die Luftangriffe gewöhnte. Hier war von Schockwirkung, von panischer Furcht nichts zu spüren. Nicht dass die Menschen furchtlos gewesen wären; aber sie *passten sich dem Zustand an,* gewöhnten sich an den neuen Lebenszuschnitt unmerklich. Ihre allmählich natürlich fortschreitende Nervenzerrüttung war gewissermassen schleichend, chronisch geworden, blieb ihnen selbst unbewusst oder fast unbewusst. Nur ein aufmerksamer Beobachter spürte dann und wann an gewissen Anzeichen, dass irgend etwas anders geworden war. *Die Stimmung war gereizter,* der Humor galliger, giftiger geworden. Wir, besonders meine Frau, sind nach unserer Rückkehr in die Schweiz oft gefragt worden, wie denn so ein Angriff eigentlich sei. Manche Frau meinte dazu: «Das könnte ich nicht aushalten!» Wir haben darauf stets geantwortet: «Ein Luftangriff ist viel weniger schlimm, als man ihn sich in der Phantasie vorstellt. Er ist aber viel schlimmer, als ihn die Phantasie, die sich auf Gehörtes und Gelesenes stützt, ausmalt. Er ist nämlich ganz anders, und er ist *so schlimm, wie man ihn aufnimmt.*» Der Luftangriff auf Dresden oder Würzburg, der mit der gleichen oder kleineren Bomberzahl durchgeführt wurde, als die gegen Berlin gerichteten, war schlimmer als dieser. Einer der schwersten Angriffe, die ich erlebte, war ein kleiner Störflug von nur etwa sechs Maschinen in der Nacht des 3. Mai 1945, der letzte, der über uns erging. Er war deshalb so schwer, weil wir ihn in einer Umgebung völlig verstörter, angstgepeitschte Menschen — Flüchtlinge aus Pommern und Mecklenburg — mitmachten, die zum ersten Male Bombeneinschläge hörten und spürten!

Und doch, wie ungeheuer die Beanspruchung der Nerven der Großstadtbevölkerung war, wie sehr ihr ganzes Leben durch den Luftkrieg beherrscht wurde, das mussten auch wir später zu unserem eigenen Erstaunen feststellen. Als wir in andere Gegenden, als wir vor allem in die Schweiz kamen, als alles vorüber war, da merkten wir erst, wie gewaltig wir uns verändert hatten. Schon allein das äussere Bild der Städte: Unbeschädigte Häuser, Strassen, die nicht vom Trümmerschutt gesäumt waren, Fenster mit blinkenden Scheiben, sauber gekleidete, gepflegte Menschen, Strassenbahnen, die normal fuhren, machten uns staunen, schienen uns fremd. Nun erst fühlten wir, wie sehr uns die *Zerstörung zur Gewohnheit geworden,* wie sehr die Ruinen zum Alltag gehörten. Vor allem aber: Wir verstanden die Menschen nicht, denen wir begegneten. Wir verstanden und verstehen zum Teil bis heute ihre Sorgen nicht. Wir begriffen nicht, dass Kino, Tanz, Gesellschaftskleid, Sport und anderes wichtig, dass zum Leben unendlich viele Dinge unentbehrlich sein sollten, die wir längst nicht mehr besassen, dass Kleinigkeiten luxuriöser Art Notwendigkeit des täglichen Lebens sein sollten. Wir glaubten, die anderen hätten sich verändert und merkten erst allmählich, dass *wir* anders geworden waren. Nur langsam gewöhnten wir uns wieder an vieles, das wir nun erst, da wir es täglich und überall sahen, vermissten. Wie lange brauchte es allein, bis wir nachts wieder ruhig schlafen konnten, ohne durch jedes fremde Geräusch sofort wach zu werden und in heller Spannung zu sein.

3. *Das Leben in den Luftkriegsgebieten* war völlig vom Krieg bestimmt. Besonders die Ausgebombten, zu denen auch wir seit dem November 1943 gehörten, lebten kein richtiges Privatleben mehr. Wie wäre dies auch möglich gewesen? Alles, was man an Einrichtungsgegenständen, Möbeln, Büchern, Kunstgegenständen, Liebhabereien, Sammlungen usw. besessen hatte, war unwiederbringlich verloren. Man benutzte fremde Sachen, wohnte in fremden Wohnungen, man war nur einquartiert und lebte aus dem Koffer, der das letzte bisschen Habe barg, das einem geblieben war. Jahrelang dauerte dieser Zustand. Man rechnete nur von Stunde zu Stunde. Pläne für längere Zeit, für kommende Tage, waren sinnlos und wurden daher auch nicht gemacht. Man betrachtete materielle Verluste, wie den Verlust der Wohnung mit aller Habe als etwas zwar Bitteres, aber nicht Ungewöhnliches, da Tausende in der gleichen Lage waren und die anderen «es noch vor sich hatten». *Man gewöhnte sich an primitivste Verhältnisse.* Man rückte zusammen, und zwar räumlich wie seelisch und geistig; denn das Schicksal, das einen beherrschte, war ja das gleiche. Man war nicht mehr imstande, sich ein anderes Leben vorzustellen. Zwar sprach man gelegentlich davon, wie es sein würde, wenn keine Luftangriffe mehr kämen. Aber man sprach darüber wie über unvorstellbar Fernes, Unwirkliches. Man war bescheiden geworden: Gas, Licht, Fensterscheiben, Wasser aus der Leitung usw. waren, wenn man sie vorübergehend hatte, etwas Besonderes wie Bohnenkaffee, Schwarztee, Schokolade und andere Kostbarkeiten. Die Verkehrsmittel, die oft zerstört, nur unregelmässig fuhren, waren überfüllt, zwangen oft, den Weg zur Arbeit zu Fuss zu machen. Was dies in einer Viermillionenstadt schon unter normalen Umständen bedeutet, weiss nur der, der die Stadt kennt. Vollends dem Ausgebombten war jede Kleinigkeit kostbarer Besitz, konnte man doch in der mehr und mehr zerfallenden Stadt kaum mehr etwas erhalten. Eine Handbürste, ein Kamm, die man zufällig erwerben konnte, waren

Grund zu grosser Freude, ein Buch war ein Wertstück — wir haben wieder gelernt, uns vorzulesen —!

Diese kurz skizzierte Lebensweise wurde geprägt und beherrscht durch die Angriffe; sie erhielt ihren Stempel durch die *dauernde, nie nachlassende Spannung,* die auch in den ruhigen Stunden anhielt. Denn es gab ja keine wirklich ruhigen Stunden! Die Gefahr lauerte überall. Blindgänger explodierten, Fassaden ausgebrannter Häuser stürzten plötzlich ein, begruben Menschen unter sich; Sprengungen, die an Ruinen vorgenommen wurden, hatten grössere Wirkung als vorgesehen usw. Diese Lebensweise wirkte sich unvermeidlich auf die Gesamtheit aus, auch wenn man dies erst später bemerkte — Herz, Nerven und andere Organe litten. Dies wirkte sich auch auf die Lebenshaltung und Einstellung aus. Allmählich wurden die Menschen immer gereizter, die Züge schärfer, die Gesichter fingen an, sich ähnlich zu werden. Scharfe Falten zogen durch die schmal gewordenen, grauen Züge.

Wohl interessierte man sich für die Geschehnisse an den Fronten, die sich ja mehr und mehr rückwärts zogen. Aber eigentlich mit Sorgen sah man nur nach Osten, befürchtend, dass auch von dorther bald Luftangriffe erfolgen würden. Schlüsse aus der allgemeinen Lage aber zog man kaum. Genau so wenig, wie man sich vorstellen konnte, dass die Luftangriffe eines Tages enden könnten, stellte man sich vor, der Krieg könne auf irgend eine Weise zu Ende gehen. Beides war unabänderlicher Zustand geworden, der schon unendlich lange dauerte und unendlich dauern würde! Diese Einstellung, der sich niemand entziehen konnte, verhinderte ein klares Bild der grossen Lage, liess vieles, was an sich bedeutungsvoll war, unwichtig erscheinen. *Wichtig war nur eins: Der nächste Angriff!* Jeder Abschied, wenn man zur Arbeit ging, war ja ein solcher auf Tod und Leben!

5. So *bestimmte und beherrschte der Luftkrieg die Luftlage,* das ganze Leben. Die Menschen konnten, da sie ja zudem alle auch noch ihrer Arbeit nachgingen, unausgeschlafen, ungesättigt, nicht mehr ruhig über die Gesamtlage nachdenken und sich ein richtiges Bild machen. Dagegen konnten *Gerüchte* grossen Eindruck hinterlassen, Gerüchte, die im Grund alle nur darum kreisten, dass man den Angreifern in der Luft wirksam entgegentreten könne. Diese Gerüchte von neuen Abwehrwaffen entbehrten zum Teil nicht eines Körnchens Wahrheit; denn wir haben tatsächlich z. B. neue Düsenjäger und Raketenapparate gesehen. Allerdings blieben es einzelne, die für die Gesamtlage ohne Bedeutung waren. Aber an sie klammerten sich die Phantasie, die Hoffnungen, genährt durch wiederholte Andeutungen offizieller Stellen über eine bevorstehende Wendung. Ist es verwunderlich, wenn die Großstadtbevölkerung, die ja nur passiv litt, sich an solche Gerüchte, Versprechungen usw. klammerte, sich davon Hilfe versprach? Wir alle lebten in einer Art Fieberzustand, der lange Zeit zur völligen Heilung bedarf. So ungeheuere Belastungen, wie sie der dauernde Luftkrieg bedeutet, gehen nicht spurlos an den Menschen vorüber.

Ich habe mit deutschen Soldaten gesprochen, die im Urlaub von den Fronten in den Luftkrieg in Berlin gerieten. Sie alle erklärten, dass sie lieber die doch gewiss schweren *Lasten des Frontsoldaten* trügen als in Berlin die Luftangriffe. Englische Soldaten, die die Luftangriffe auf London erlebt und später die schweren Kämpfe im Westen mitgemacht hatten, erklärten mir im Juni 1945 in Lübeck das gleiche. Woher kommt das? Der Soldat steht unter einem klaren Befehl. Er hat neben sich Kameraden in der gleichen Uniform, auf die er sich verlassen kann. Er hat Waffen, kann sich wehren. Wenn dieses «Sichwehren» auch oft sinnlos ist — gegen Panzer und Flugzeuge nützt ein Gewehr nichts — so hat er doch *das Gefühl, nicht wehrlos zu sein.* Er kann auf ein Flugzeug, das ihn bombardierte, schiessen, auch wenn es nutzlos ist. Er kann zumindest nachher, wenn der Panzer- oder Luftangriff vorbei ist, seine Nervenspannung abreagieren, indem er — und wenn es in die Luft sein sollte — nun seinerseits schiesst!

Der Zivilist in den Städten aber, der die Luftangriffe über sich ergehen lassen muss, ist in einer gänzlich anderen Lage. Er hat neben sich nicht Kameraden, die erprobt sind, sondern Frauen, Kinder, Greise, Kranke und Schwache; er kann die sich immer mehr steigernde Nervenanspannung nicht abreagieren, sondern er muss passiv bleiben, er muss ohnmächtig alles über sich ergehen lassen. Und was noch schlimmer ist: er muss tatenlos zusehen, wie seine Frau, seine Kinder, wie andere Frauen und Kinder, wie alte Leute und Kranke, Schwache, auch all dies erleiden müssen. Ist dann der Angriff vorbei, so muss er, als ob Frieden wäre, sich wieder in sein Büro setzen, in seine Werkstätte stellen und friedensmässig arbeiten, wenn er oder der Betrieb keinen Schaden erlitten hat, bis die Sirene aufs neue ertönt und ein neuer Luftangriff ihn wieder mitten in den Krieg reisst. Dieses Auf und Ab, dieses Hin und Her zwischen Krieg und «Frieden» macht die Luftangriffe so ungeheuer schwer; dieses *ohnmächtige Zusehenmüssen,* wie Frauen und Kinder vor Angst und Entsetzen geschüttelt werden, ohne dass man helfen kann, reibt die Nerven auf. Es lässt sich nachträglich kaum beschreiben, in welcher Verfassung man wirklich war. Die obigen Zeilen sollen und können nur einiges andeuten.

6. Ein Positives aber brachten diese immer sich wiederholenden Luftangriffe: Die Erkenntnis, dass alle materiellen Werte entbehrlich sind. Die Konzentrierung auf das Naheliegende, auf die Erfordernisse des Augenblickes, war eine weitere Folge. Und schliesslich brachten die Angriffe ein nachbarlich-kameradschaftliches Zusammenrücken, ohne Rücksicht auf Sympathien, auf materiellen Besitz, auf Bildung. Dies alles ermöglichte das Ertragen der Angriffe. Nur dieses Zusammenwachsen wird in einem künftigen Krieg ein Ueberstehen schwerer Angriffe, die ja wohl — ganz abgesehen von Atombomben u. a. — ein allmähliches Anpassen ausschliessen werden, ermöglichen.

Nur die richtige Haltung der Bevölkerung kann Katastrophen überwinden. Sie im Frieden, bei den verschiedenartigen materiellen und geistigen, sozialen und bildungsmässigen Interessen zu erreichen, ist sehr schwer. Denn wer, der sich ein schönes Heim mit allen Bequemlichkeiten geschaffen hat, ist imstande, ohne weiteres sich innerlich und äusserlich davon zu trennen? Wer ist bereit, den grössten Teil davon anderen, Fremden, kompromisslos abzutreten?

Und doch, nur die völlige Loslösung vom Materiellen, nur die bedingungslose Kameradschaft mit dem Nachbar, schafft die *Voraussetzungen, die nötig sind, im Bombenkrieg zu bestehen:* Ruhige Ueberlegenheit, Gelassenheit, Kameradschaft, Besinnung auf innere statt auf äussere Werte, Konzentration auf das Nächste, Einstellung auf das Schwerste, sind notwendig! Dazu muss dann allerdings auch das Gefühl kommen, dass alles geschehen ist, um die Sicherheit der Bevölkerung zu gewährleisten, dass die zur Verfügung stehenden Schutzvorkehren, die Luftschutzräume, Löscheinrichtungen, die Hilfsorganisationen und die persönliche Ausrüstung, sowie das Alarmsystem, das Beste darstellen, was möglich ist. a.

Die Luftschutztruppen

Jahresrapporte der Truppenkommandanten

Das Schultableau 1954 enthält zwei Dienstrapporte für Bataillons- und Kompagniekommandanten der Luftschutztruppen, die in Verbindung mit Demonstrationen am 21. und 24. Mai in Monthey, bzw. Lenzburg durchgeführt wurden. Während letztes Jahr alle Luftschutzoffiziere zu Rapporten eingeladen waren, die freiwilligen Kundgebungen der Führer aller Grade der neuen Truppengattung gleichkamen, handelte es sich diesmal um ordentliche Dienstrapporte, zu denen die Höheren unter ihnen aufgeboten waren. Beschränkte sich der erstgenannte Anlass somit im wesentlichen auf die Vertiefung der Zusammengehörigkeit und des gegenseitigen Vertrauens, so handelte es sich diesmal um eine offene Aussprache des Waffenchefs mit seinen Truppenkommandanten. Es lag daher in der Natur der Sache begründet, dass teilweise scharfe Kritik zum Ausdruck kommen musste, die aber jedem Einsichtigen nicht persönliche Betroffenheit, sondern Ansporn zur Verbesserung der Leistungen bedeutet.

Der Rapport selbst war kurz gehalten, brachte aber eine um so grössere Zahl von Dingen zur Sprache, die jedem Teilnehmer eine Fülle von Anregungen zur Ueberlegung, Uebung und weiteren Vervollkommnung mit nach Hause gaben. Wenn der Berichterstatter auf die lückenlose und ausführliche Wiedergabe der vom Abteilungschef geschilderten Einzelbeobachtungen mit ihren guten und schlechten Eindrücken verzichten möchte, so geschieht dies vor allem wegen der Schwierigkeit, das gesprochene Wort in allen Teilen gerecht und sinngemäss auf das Schriftliche zu übertragen. Ein ähnlicher Vorbehalt muss für die anschliessend vom Redner jeweils in knapper, aber drastischer Weise dargebotenen Folgerungen gemacht werden, welche eine vernünftige Auslegung durch die Leser selbst erfordern. Wir zweifeln aber nicht daran, dass diese — soweit sie selbst Rapportteilnehmer waren — dabei ihrerseits die richtigen Eindrücke auffrischen und dass die andern Offiziere sich der Ernsthaftigkeit der Sache bewusst sind und die Atmosphäre, in der die realistischen Orientierungen gegeben wurden, gebührend berücksichtigen.

Beispiele — Erfahrungen — Lehren

In seinem Ueberblick über die Erfahrungen und Lehren aus Inspektionen der diesjährigen Wiederholungskurse ging Oberstbrigadier *Münch,* Chef A+L, davon aus, dass viele neu zur Luftschutztruppe umgeteilte Kommandanten diese noch nicht eigentlich im Einsatz gesehen hatten. Die von der Abteilung für Luftschutz abgegebenen Unterlagen können daher oft nur von bedingtem Wert sein. Das Wirksamste ist immer noch die Aussprache am «Tatort», obschon auch das nur in begrenztem Masse möglich ist. Daraus ergibt sich, dass eine Erweiterung des Arbeitsprogramms für die Wiederholungskurse, die mit anerkennenswerter Initiative da und dort versucht wurde, noch verfrüht und jedenfalls problematisch ist.

Anhand einer Reihe ausführlich dargelegter Beispiele führte der Abteilungschef missliche Erfahrungen vor Augen, die zu positiven Lehren gestaltet werden müssen. So ergibt sich, dass beispielsweise ein Wiederholungskurs des Typs «A» (Detailausbildung und Zusammenarbeit im Zugsverband) nicht mit einem solchen des Typs «D» (praktische Schulung in Brand- und Trümmerobjekten) verquickt werden darf, und das gilt umgekehrt in gleicher Weise. Auch ist zu bedenken, dass die Schulung an «kleinen Brändlein», wie man sie zuweilen feststellen konnte, noch keineswegs als Erfahrung gewertet werden darf. Immerhin fällt nicht alles auf das «Schuldkonto» der Kommandanten, weil es oft zufolge anderer Umstände nicht möglich war, mehr hervorzubringen. Bei aller Herausstreichung des Geschehenen erklärte daher der Abteilungschef ausdrücklich, nach keinen «Schuldigen» zu suchen, weil angesichts der vielen, den Anfang belastenden Hypotheken vor allem das Wesentliche erhascht werden muss. Möglicherweise waren auch die von der A+L für die Wiederholunskurse herausgegebenen Weisungen und Richtlinien zu umfangreich.

Hierauf wies Oberstbrigadier Münch auf die Unterschiede hin, die er punkto Kantonnementsordnung